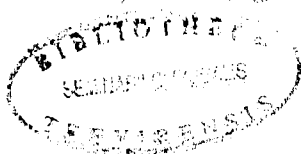


709 0905

PETER WUST
GESTALTEN
UND GEDANKEN
RÜCKBLICK AUF MEIN LEBEN

69 3335



GOLLENSTEIN

19961 228

Peter Wust

Gestalten und Gedanken

Rückblick auf mein Leben

© 1950 by Kösel-Verlag GmbH & Co., München

6. Auflage 1961

Lizenzausgabe 1996 des Gollenstein Verlags, Blieskastel.

Mit historischen Fotos und einem Beitrag

von Hubert Rohde und Fritz Bersin.

IM BISCHÖFLICHEN KONVIKT ZU TRIER

SO war also nun doch – das war am folgenden Morgen, als ich in aller Frühe nach der Tagesordnung des Konvikts zum erstenmal an dem mir zugewiesenen Arbeitspult stand, mein erster Gedanke – der lange, lange Traum der letzten Jahre in Erfüllung gegangen. Wie war das alles möglich? Und war es denn überhaupt wirklich, was ich jetzt um mich herum als Wirklichkeit zu sehen glaubte? Da draußen, ganz nahe vor den Fenstern unseres Studiersaales, ragten da nicht die grauen Türme des alten Trierer Domes empor? Und klang nicht so überaus feierlich das Geläute der Domglocken zu uns herüber? War da nicht auch der Platz hinter dem Dome, wo wir, der Vater, die Mutter, meine Schwester Käthe und ich, im August 1891 in der großen Prozession gestanden hatten, die sich ganz langsam durch die Windstraße hin

fortbewegte (manchmal sich auch gar nicht mehr von der Stelle rührte), um allmählich in das Innere des Domes zum ausgestellten Heiligen Rock des Heilandes zu gelangen? Wie lange Jahre war das schon her! Sieben Jahre war ich damals alt, und einen unbeschreiblich tiefen Eindruck hatten damals in meiner kindlichen Phantasie die zwei Tage hinterlassen, die wir im Heiligen Trier zugebracht hatten. Nun aber sollte ich ganz in dieser altehrwürdigen, durch Natur, Kunst und Geschichte gleich berühmten Stadt für längere Zeit leben, sollte sogar hier meine in Wahlen begonnenen Studien fortsetzen? Dabei muß man sich vorstellen, was alles diese Moselstadt für die umwohnende Bauernbevölkerung bedeutet, bis tief in die Eifel und in den Hunsrück hinein, bis zu den Höhen des Hochwaldes hin oder bis zum oberen Saar- und bis zum Köllertale hinauf! Es ist ja doch seit Jahrhunderten das alte »Heilige Trier«. Es ist das Trier der ersten Christen und Blutzeugen Christi. Es ist das alte römische Trier, die »Augusta Treverorum«, von der wir bald bei Julius Cäsar lesen sollten. Es ist das römische Trier der uralten »Porta nigra« mit ihren trotzigen zyklischen Mauern, die vom Alter der Jahrhunderte geschwärzt sind. Zur Zeit führte hier als Bischof den Krummstab Dr. Felix Korum aus dem Elsaß. Hier also hatte ich jetzt meine Heimat. Ja, wahrhaftig, so war es. Es war kein böser Traum. Ich zitterte vor Freude beim Gedanken an das Glück, hier woh-

nen, hier mich den klassischen Sprachen und Schriftstellern der römischen und griechischen Antike widmen zu dürfen.

In dem Studienraum aber, in dem ich mich an jenem Morgen befand, sah ich vier Reihen von Studierpulten parallel zueinander aufgestellt. Und an diesen etwa zwanzig Pulten sah ich junge Studiengenossen über ihre Bücher gebeugt. So hatte sich mir also wirklich die goldene Pforte aufgetan, durch die ich nunmehr in das Märchenreich der Bücher und des Geistes eintreten sollte! In etwa einer Stunde sollte ich auch zum ersten Male das Klassenzimmer der Quarta b betreten, der ich nach dem Ergebnis der bestandenen Aufnahmeprüfung zugeteilt worden war. Heute war der erste Schultag.

Vergessen war nun auf einmal all die bange Not und Sorge der letzten Jahre. Vergessen war der Schmerz, den ich an jenem Morgen durchlitten hatte, als ich mit meinem Vater mich nach dem Mißerfolg unseres Bittgangs bei der hochstehenden Frau mühsam heimwärts schleppte, heimwärts in die alte Gefangenschaft der Sorge.

Aber war das wirklich jetzt alles vergessen? O nein, keineswegs war es das. Denn eben jetzt begannen ja die Vorstellungen auch wieder rückwärts zu entweichen, ins arme elterliche Haus, zu Vater und Mutter und zu den lieben Geschwistern. Was mochte der gute Vater jetzt leiden? Wie mochte die liebe Mutter weinen, die ich vor drei Tagen in dem Ab-

schiedsschmerz um ihr Kind zurückgelassen hatte! Und der alte Tagelöhner Portz! Jetzt war er wohl wieder draußen beim Pflügen. Wer mochte ihm jetzt wohl den Pflug treiben? Ja, es war doch immer so schön gewesen, wenn wir beide miteinander draußen in der großen, weiten, freien Natur waren und uns über allerhand wunderliche Dinge unterhielten. Und dann die beiden lieben alten Großtanten in Wahlen – nun konnte ich ihnen nicht mehr die schönen Geschichten vorlesen, die so viel unschuldige Freude ins Haus gebracht hatten. Wie schön, wie heimelig war es doch immer in ihrem Häuschen gewesen! Und der liebe Pfarrer Braun! Was mochte er jetzt wohl treiben? Wie weit, wie weit waren sie jetzt alle von mir entfernt, diese Lieben der Heimat! Das Heimweh erwachte, das so dumpf nagende und bohrende Heimweh, das zuweilen viel stärker sein kann als ein unsere Seele noch so tief ausfüllendes Glück über irgendein endlich erreichtes Ziel.

Wie seltsam aber: Trotz all der langen Vorbereitung und inneren Einstellung auf diese »neue Welt«, die doch eines Tages kommen sollte, ja, kommen mußte, nun war sie am Ende doch etwas unerwartet plötzlich gekommen. Und alle die zarten Fäden des früheren Lebens hatte sie wie mit einem jähen Ruck abgerissen. Die liebe, vertraute, mit so langen und schönen Kinderträumen erfüllte Umwelt war nicht mehr da. Aber da war jetzt mit einem Male etwas ganz

Neues und Ungewohntes. Da war eine mich zunächst beinahe klösterlich hart anmutende Welt, mit dem Leben in der Gemeinschaft von so vielen fremden Gesichtern, mit dem Leben in der strengen Zucht dieses großen Hauses, wo von Stunde zu Stunde, ja, buchstäblich von Minute zu Minute alles mit peinlichster Genauigkeit geordnet und geregelt war. Gewiß, es war keineswegs so leicht, wie man es sich vorher vorgestellt haben mochte, sich so schnell in diesen neuen Boden umzuwurzeln. Man brauchte Zeit, viel Zeit und vor allem Geduld, um sich an den Rhythmus des Tagewerkes zu gewöhnen, das man hier jahraus, jahrein zu vollbringen hatte.

Aber trotz allem: Wenn ich jetzt, von der Höhe meines Lebens aus, mitten im sechsten Jahrzehnt meines Daseins angelangt, »sine ira et studio« (das heißt: so unvoreingenommen es uns armen endlichen Wesen eben möglich ist) zurückschaue auf die fünf Jahre des Lebensabschnittes im Bischöflichen Konvikt zu Trier, dann hat zunächst alle überkluge Kritik des analysierenden Verstandes zu schweigen. Ein Gefühl unendlichen Dankes will fürs erste in mir aufsteigen für alles das, was diese Jahre (1900 bis 1905) mir an seelischer Innerlichkeit und Kultur (an »Gemüt« im guten urdeutschen Sinne des Wortes etwa bei Dürer, und noch bei Kant ist in der »Kritik der reinen Vernunft« ein Rest dieser urdeutschen Sinnhaftigkeit bewahrt) auf den späteren Lebensweg mitgegeben haben.

Ein unbeschreibliches Heimweh ergreift mich zuweilen noch heute nach der stillen Gesammeltheit jener Jahre, nach der urfrischen Aufnahmefähigkeit meines jugendlichen Geistes in jener Zeit, nach der Fülle von zentrierter Geisteskraft, die ich damals in mir aufsteigen fühlte. So manche meiner damaligen Mitkonviktoristen haben später, wenn ich ihnen einmal zufällig wieder begegnete, fast nur bittere Worte der Verachtung für diese Klausur unserer Jugend gefunden. Sehr oft aber habe ich dann schweigend das mitangehört und mit großen Augen gestaunt über die Verständnislosigkeit dieser Mitkonviktoristen für das Schöne und Harmonische, das doch auch in der großen Stille dieses Hauses erlebt wurde, und für das Gute, das man doch auch hier empfing, wenn auch im übrigen noch so viel Mangelhaftes in dieser Institution gefunden werden mochte.

Ich muß es hier einmal mit aller Entschiedenheit vor der Welt bekennen, daß ich niemals in meinem späteren Leben imstande gewesen sein würde, den für lange verlorenen Pfad zum christlichen Glauben wieder aufzufinden, wenn nicht das Erlebnis dieser fünf Konviktsjahre ganz groß in meiner Erinnerung gestanden hätte. Niemals vor allem wäre ich in der Lage gewesen, gerade das Tiefste, was der Geist des Mittelalters uns geschenkt hat, nämlich die uns Heutigen ganz fremd gewordene Realität der Mystik (nicht die schwarmgeistige Trunkenheit eines zucht-

losen Mystizismus!), nachzuerleben, wenn ich nicht fünf Jahre lang in der rein christlichen Luft dieses Erziehungshauses zugebracht hätte, einer Luft, die noch ganz erfüllt war von dem unbeschreiblichen Zauber, den der Geist des dreizehnten Jahrhunderts zum Beispiel in Denker- und Heiligengestalten wie Bonaventura und Thomas der Welt darzubieten vermochte.

Gewiß, ich kam schon aus einem streng katholischen Elternhause. Und ich hatte auch im Hause der Großeltern (von Mutters Seite her) vieles in mich aufgenommen, was das Organ für die spezifisch religiösen Werte zu verfeinern geeignet war. Die Gestalt der Tante Katharina in Püttlingen war sicher in ihrer Reinheit und Schlichtheit ein mehr als alltägliches Erlebnis. Und auch der Aufenthalt bei den beiden Großtanten in Wahlen, wie die zwei Jahre im Pfarrhause, hatten in mir eine gewisse seelische Bereitschaft für das Leben in dieser neuen Umgebung geschaffen. Aber das alles war doch nur ein leichter Vorgeschmack von dem, was ich hier mit einem Male ganz, in der substantiellen Gesättigtheit einer jahrhundertealten Tradition, erfahren sollte. Wenn ich heute erst immer tiefer in das geistige Erdreich Dantes und Manzonis, in die bezaubernde Kunst Fra Angelicos, in die große Ideenwelt eines Augustin, eines Bonaventura, eines Thomas von Aquin einzudringen vermag, dann verdanke ich im Grunde das alles in hohem Maße dem fünfjährigen Aufent-

halt in diesem fast klösterlich zu nennenden Bereich. Und oft schmerzt es mich, daß die liberale Welt des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts nur das Stickige und Enge, nur das in gewissem Sinne apologetisch Zerquälte des nachtridentinischen Katholizismus zu sehen vermochte, und daß sie das Reine und Schöne, das Große und Erhabene fast ganz übersah, das zum Beispiel in einer Papstgestalt wie Leo XIII. aufleuchtete, und das heute in der Gestalt Pius' XII. wie eine alles profane Denken überragende majestätische Souveränität des Geistes erscheint, und zwar gerade in einer Zeit, wo auch denkende Menschen die Treber der Geistlosigkeit mit Behagen annehmen und in sich hinabzuschlingen bereit sind.

Indessen, es wird Zeit, daß wir solche mehr allgemeinen Reflexionen verlassen und uns näher mit der neuen Umwelt befassen, in die ich nunmehr verpflanzt war. Klösterlich streng – es wurde schon angedeutet – war hier alles geordnet und eingerichtet. Klösterlich war der kontinuierliche Fortgang des alltäglichen Lebens innerhalb dieses von hohen Mauern umschlossenen Bereiches. Alles war auf das Zusammenleben von etwa zweihundert Menschen zugeschnitten, deren Lebensalter sich zwischen dem zehnten und zwanzigsten Jahre bewegte und abstuft.

Es gab im Hause sechs gemeinsame Studiensäle. In jedem Studiensaal standen vier Pultreihen für etwa

zwanzig Schüler. Die Pulte waren so eingerichtet, daß man bei der Arbeit nach Belieben sitzen oder stehen konnte. In der hintersten Pultreihe eines jeden Saales hatte ein Alumnus des Priesterseminars in langer, schwarzer Soutane seinen Platz. Seine Gestalt machte namentlich auf uns Jüngere einen tiefen Eindruck. Es war zwar keine ausgesprochene Pflicht, aber doch so etwas wie ein ungeschriebenes Gesetz, daß ein während der Gymnasialjahre im Konvikt wohnender Schüler sich später einmal dem Priesterberuf widmen sollte. Und so stellte uns denn dieser Oberpräfekt in der schwarzen Soutane schon gleichsam das verkörperte Ideal vor Augen, dem wir zustreben sollten. Außer ihm gab es noch drei Unterpräfekten auf jedem Studiensaal, die den drei oberen Klassen des Gymnasiums entnommen waren. Sie verteilten sich auf die drei übrigen Pultreihen. Unter dieser vierfachen Aufsicht konnte das Studium seinen geregelten Verlauf nehmen.

Die Gesamtheit der Studierenden eines solchen Studiensaales bildete im Verein mit dem Präfekten eine gewisse familiäre Einheit. Man wußte genau, welchem Zimmer dieser oder jener Schüler zugehörte, ob dem Zimmer A, wo die Sextaner und Quintaner ihr Reich aufgeschlagen hatten, oder dem Zimmer B oder gar dem Zimmer F, wo die »Weisen« der Prima residierten. Denn dort ging es schon sehr freiheitlich zu, und zudem saßen dort die »gelehrten Häupter«, an denen ein armer Quartaner nur mit einer gewis-

sen Scheu vorübergehen konnte. Viele von diesen hohen Herren beteiligten sich kaum noch an den Spielen auf den beiden großen Höfen, die uns zu Spielplätzen dienten, sondern gingen zu zweien oder dreien mit ernsten, überaus gelehrten Gesichtern, gleich den Peripatetikern des Altertums, in ihre ernstesten Debatten vertieft, an den Seiten der beiden Höfe würdevoll auf und ab.

Wir hatten auch gemeinsame Schlafsäle mit je etwa fünfzehn Betten, die in Einzelzellen untergebracht waren. Diese Schlafzellen waren nach der Mitte des Schlafsaales hin offen, konnten aber für die Zeit des Aus- und Ankleidens durch einen Vorhang verschlossen werden, der freilich während der Nacht nach strengster Bestimmung zurückgezogen sein mußte, wenn nicht gerade ein besonderer Anlaß da war, ihn zu schließen. In der Mitte des Schlafsaales brannte die ganze Nacht über an der Decke eine stark abgedunkelte elektrische Lampe. Nur mit vieler Mühe konnte man bei diesem gedämpften Licht ein paar Zeilen aus einem Buch zu lesen versuchen. Mir sollte das bald für mein Augenlicht verhängnisvoll werden. Denn ich benutzte sehr bald die Zeit vor dem Einschlafen dazu, um Gedichte oder schöne Klassikerstellen auswendig zu lernen. Mit großer Anstrengung wurde dann eine Verszeile entziffert, dann wieder eine zweite und so fort. Auf diese Weise habe ich mich früh im Memorieren geübt und zum Beispiel ganze Kapitel aus Friedrich Wilhelm Webers

»Dreizehnlinden«, später auch die schönsten Partien aus Goethes »Faust« auswendig gelernt. Man mußte freilich dabei auf der Hut sein. Denn wenn der Direktor der Anstalt uns des Nachts mit einem Buch überraschte, dann gab es eine ernste Rüge, und zudem wurde das Buch noch konfisziert. Das geschah natürlich mit Recht, da bei solchen Lese- und Lernversuchen das Augenlicht ernstlich aufs Spiel gesetzt wurde.

Außer den gemeinsamen Studien- und Schlafsälen gab es dann auch noch ganz große gemeinsame Schrankzimmer, deren »Spinde« freilich sehr schmal und nur durch einen Riegel verschließbar waren. Ferner gab es einen gemeinsamen, sehr geräumigen Spielsaal, in dem auch mehrere Billardtische für die Schüler der Oberklassen bereitstanden. Auf einem der beiden Spielhöfe gab es ferner eine Kegelbahn, außerdem ein Badehaus und eine umfangreiche Bibliothek mit geräumigem Lesesaal.

Sehr stimmungsvoll war das lange Refektorium mit drei großen Tischreihen. Vierzehn Tischgenossen waren an jedem einzelnen Tisch: in der Mitte, einander gegenüber, die beiden Tischpräfekten, zu beiden Seiten der Präfekten je drei Schüler. Rund herum an den Wänden des Speisesaals hingen alte Porträts in Öl. Ich erinnere mich noch besonders an Johannes Trithemius und an die eindrucksvolle Gestalt des Kardinals Nikolaus von Cuës. Seitdem ich mir damals den Namen dieser fürstlichen Philosophen-

gestalt nennen ließ, ist sie meinem Gesichtskreis nie mehr entschwunden. Ich hatte damals noch keinerlei Vorahnung davon, daß mich mein Lebensweg einmal in die feierlich durchleuchteten Hallen jener Wissenschaft der Philosophie führen sollte, der der rheinische Kardinal (1401 bis 1464) sein Leben gewidmet hatte. Aber ich hatte so etwas wie eine dunkle Ahnung davon, daß es mit dieser Wissenschaft etwas ganz Eigenes sein müsse, wenn ich in die stolzen Geisteszüge dieses philosophischen Kardinals schaute. Auch unsere Oberpräfecten im schwarzen geistlichen Gewand, die in ihren zwei ersten Semestern sich ausschließlich dem Studium der Philosophie widmeten, sprachen immer nur geheimnisvoll von diesem würdevollen Kardinal und seinem Verhältnis zur Philosophie.

Eines besonderen Mittelpunktes in diesem Speisesaal soll jedoch hier nicht vergessen werden. Ganz oben, in der Nähe der Tische der Herren Primaner, stand nämlich ein Rednerpult, fast in der Gestalt einer Kanzel, die sogenannte »Bütt«. Während des Essens, bei dem strengstes Stillschweigen herrschte, wenn nicht an hohen Feiertagen einmal »Colloquium« gegeben wurde, las ein Primaner von dieser »Bütt« herunter aus einem eigens ausgewählten Buche vor. Das Vorleseamt wechselte unter den Primanern ab: Jeder mußte eine ganze Woche lang dieses Amt versehen. Beim Morgenkaffee wurde meistens irgendeine fromme Betrachtung vorgelesen. Beim Mittag-

und Abendessen jedoch las man Erzählungen, Reisebeschreibungen und dergleichen, und zwar während der ganzen Essenszeit. War gerade eine interessante Lektüre im Gange, dann verfolgte man mit größter Spannung ihren Fortgang von Tag zu Tag. Einmal wurde ein ziemlich umfangreiches Reise-
werk über China vorgelesen, das von einem katholischen Missionar Piper stammte und ungefähr den Titel trug »Knospen und Blüten aus dem sonnigen-Reich der Mitte«. Dieses Buch versetzte mich damals monatelang in einen völligen Rauschzustand. Aus einem bestimmten Grunde bedeutete nun aber diese »schwarze Bütt« auch das Schreckgespenst der jüngeren Mitkonviktoristen. Denn zuweilen pflegte der beim Morgenkaffee (wie auch sonst beim Essen) die Aufsicht führende Direktor Peter Anheier, wenn die kurze Morgenlesung vorüber war, einen von den Schülern der vier Unterklassen aufzurufen, die Bibel, den Katechismus oder auch ein Pensum der Geschichte, das gerade für den Tag aufgegeben war, von der »Bütt« herunter aufzusagen. Zwar gewöhnte man sich so frühzeitig an öffentliches Auftreten und Sprechen, aber es war doch immer auch eine starke Nervenprobe, wenn man von dieser »Höhe« her in den großen Speisesaal hineinsprechen mußte und dabei so viele Augen wie Pfeile scharf von unten her auf sich gerichtet sah. Bei meiner mir vom Bauern-tum her überkommenen Schüchternheit hatte ich einen wahren Höllenschrecken vor diesem Folter-

instrument, der »Bütt«, und sehr oft hatte ich gar keinen rechten Appetit beim Morgenkaffee, weil immer die Gefahr über uns schwebte, daß wir uns da oben, auf dieser grausigen Höhe, der öffentlichen Beschämung aussetzen mußten.

Man wird wohl neugierig sein, auch noch ein paar Worte über das Essen zu hören, weil es mancher ungerechten Kritik ausgesetzt war. Nun, ich kann nur sagen, daß wir eine gutbürgerliche Kost erhielten, wenigstens zu Mittag und am Abend. Das Frühstück war freilich etwas spärlich. Es gab nämlich nur eine (allerdings große) Tasse Kaffee und dazu Brot ohne Butter oder irgendeinen anderen Aufstrich. Von dem Brot durfte man allerdings so viele Schnitten nehmen, bis man sich völlig gesättigt fühlte. Zur Schule durfte man als Frühstück ein Brötchen beim Verlassen des Speisesaales mitnehmen. Am Nachmittag um vier Uhr gab es keinen Kaffee, sondern nur eine allerdings große Scheibe trockenes Brot, die wir reihenweise an der großen Türe des Speisesaales abholten: Durch einen kleinen Schalter an dieser Tür reichte uns eine Schwester diese Brotscheibe heraus, und wir verzehrten sie aus der Hand während des Spielens auf dem Hof. Gerade diese Einrichtung empfand ich anfangs als besonders hart, da der Nachmittagskaffee in einem Bauernhaus in der Regel die heiterste Mahlzeit des Tages ist.

Das weihevollste Zentrum des Hauses bildete jedoch die Hauskapelle, die im ersten Stock, unmittelbar

über dem Speisesaal, gelegen war. Zu beiden Seiten des langen Ganges, der zu ihr hinführte, hingen in langen Reihen die eingerahmten Totenzettel der verstorbenen Mitschüler; und es hatte etwas Beklemmendes an sich, wenn man zwischen diesen Trauerzeichen hindurchschritt, um in die Kapelle einzutreten. Das Innere der Kapelle hatte nichts besonders Künstlerisches aufzuweisen. Es war ganz schlicht und anspruchslos. Aber gerade in dieser Schlichtheit wirkte es so überaus befriedigend und beglückend, namentlich in der Maienzeit, wenn links neben dem Hauptaltar noch ein Altar der lieben Gottesmutter eigens aufgebaut wurde, der einen wahren Frühling von Blumen und Blüten um das Gnadenbild der Maienkönigin herum aufsprießen ließ.

Über dem Hauptaltar sah man links und rechts oben an der Wand zwei Porträts in die Wanddekoration eingefügt, die die beiden großen repräsentativen Gestalten des dreizehnten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Hochscholastik, darstellten: Sankt Bonaventura links, der Fürst der Mystik, und Sankt Thomas von Aquin rechts, der Fürst der Scholastik.

In dieser Hauskapelle hatten wir tagsüber natürlich unser gemeinsames religiöses Leben im Rahmen des Kirchenjahres. Aber sie wurde auch sonst viel aufgesucht von einsamen Betern und Betrachtern, die hier ihre besondere Notlage Gott anempfahlen.

Für mich war besonders anziehend in diesem Hause die überall auf den langen Gängen auffallende blitzende Sauberkeit. Es glänzte förmlich auf den Böden und an den Wänden. Es duftete hier geradezu von Behaglichkeit und Wohlgepflegtheit. Ein anheimelnder Duft von Wohlbehagen umfing einen sofort beim Eintritt ins Haus. Aus jeder Ecke aber grüßten Bilder, die teils zu Belehrung und Wissen anreizten, teils zur Beschaulichkeit und Frömmigkeit Veranlassung gaben. Noch immer sehe ich zum Beispiel einen Stahlstich vor mir, der gleich links am Treppenaufgang zum ersten Stock hing; er stellte »Ezzelino im Gefängnisse« dar.

Ein knapp umrissenes Bild möge jetzt hier noch eingefügt werden von der Ordnung, in der hier im Hause das alltägliche Leben verlief. Früh um 5 Uhr schlug die Hausglocke kräftig an: Es war das Zeichen zum Aufstehen. Da war denn keine Minute zu verlieren. Beim ersten Schlag der Glocke war das ganze Haus, das vorher noch in Totenstille dalag, von unten bis oben hin in fieberhafter Bewegung. Denn zum Ankleiden gab es nur die knappe Zeit von einer halben Stunde. Die Schuhe hatte man schon abends vorher im Schuhzimmer gereinigt und bereitgestellt. Um 5 1/2 Uhr begann in der Hauskapelle die heilige Messe, während der auch das gemeinsame Morgengebet gebetet wurde. Ungefähr um 6 Uhr waren dann alle Schüler wieder auf ihren Studiensälen versammelt. Es begann das Morgensilentium von 6 Uhr

bis 7.20 Uhr. Es wurde mit einem kurzen lateinischen Gebet eröffnet. Die Morgenarbeit bestand für gewöhnlich in der Wiederholung der am Tage vorher eingelernten Lektionen für den Unterricht. Punkt 20 Minuten nach 7 Uhr läutete dann die Hausglocke zum Frühstück. Der Morgenkaffee nahm etwa 20 Minuten in Anspruch. Dann gingen alle aus dem Speisesaal wieder auf ihr Zimmer und machten sich fertig für den Gang zum Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Dabei durfte gesprochen werden. Es schellte dann zweimal zum Aufbruch in die Schule in einem Abstand von zwei Minuten. Um 7³/₄ Uhr setzte sich alles nach der Stadt zu in Bewegung, da um 8 Uhr der Unterricht begann. Im allgemeinen dauerte der Unterricht von 8 bis 1 Uhr. Nach der Rückkehr ins Haus am Mittag gingen alle Schüler zuerst auf ihre Studiensäle, um ihre Bücher wieder in ihrem Pult einzuordnen. Auch dabei war Colloquium gestattet. Besonders lerneifrige Schüler schauten in diesen fünf Minuten noch in ihr Lieblingsbuch hinein. Mein Präfekt Franz Meyer zum Beispiel auf Studienzimmer B trieb in diesen kurzen Minuten sogar privatim sein »Italienisch« jeden Tag ein Stückchen vorwärts. Auf mich, den damaligen Quartaner, machte dieser Bienenfleiß eines Obersekundaners einen imponierenden Eindruck. Von seinem Vorbild ange-regt, habe auch ich schon damals durch Selbstunterricht mich der Sprache Dantes und Manzonis genähert und bin im Laufe meiner Gymnasialstudien

in ihr so weit gekommen wie im Französischen, das wir in der Schule lernen mußten.

Doch ich muß zurückkehren zu unserer Hausordnung. Um 1 Uhr 20 Minuten rief die Hausglocke alle Schüler zunächst in die Hauskapelle. Schweigend wanderten jetzt alle mit gemessenem Schritt dem Mittelpunkt des Hauses zu und begaben sich in die Bänke an ihre festangewiesenen Plätze. Es bestand nämlich hier im Hause die Einrichtung des sogenannten »examen particulaire«, einer täglichen Gewissenserforschung. Der Direktor legte laut allen Schülern drei Fragen vor, die ein jeder sich selbst im stillen beantworten sollte. Sie lauteten: »Wie oft bin ich seit gestern in meinen Hauptfehler gefallen? – Was habe ich positiv Gutes getan? Was habe ich Gutes zu tun unterlassen, das ich wirklich hätte tun können?«

Zu meinem größten Erstaunen entdeckte ich ein paar Jahre später beim Studium der Philosophiegeschichte, daß diese Fragen uralte waren und schon vom Bund der Pythagoreer um 600 vor Christus bei seiner täglichen Gewissenserforschung benutzt wurden. Sie lauteten in der pythagoreischen Fassung:

»Πῆ παρέβην;« – »Τί δ' ἔρεξα;« –

»Τί μοι δέον οὐχ ἔτελέσθη;«

Erst nach Abschluß dieser Selbstprüfung verließen die Schüler die Kapelle und bewegten sich in langen

Reihen über die endlosen Gänge dahin, stillschweigend dem Speisesaal zu. Mit der Zeit hatte ich es mir angewöhnt, diese kurzen Minuten des gemeinsamen »Über-die-Gänge-Wanderns« zum Memorieren von bereits gelernten Gedichten auszunutzen.

Das Essen begann und schloß mit einem gemeinsamen lateinischen Tischgebet, das stehend verrichtet wurde, wobei ein Primaner vorbetete und die anderen im Chor antworteten.

Nach dem Mittagessen, etwa gegen 2 Uhr und 20 Minuten, versammelten sich die Mitgenossen der einzelnen Studiensäle unter der Führung ihrer vier Präfekten zu einem kurzen Spaziergang durch die Stadt. Nur mittwochs, samstags und sonntags wurden auch längere Spaziergänge in die schöne Natur der Umgebung Triers unternommen. Sie dauerten dann bis etwa 4³/₄Uhr. Jedes Zimmer ging für sich. Bei den größeren Spaziergängen wurde draußen auch gelagert und gespielt. Viele schöne Erinnerungen knüpfen sich für mich gerade an diese Nachmittagswanderungen, die wir in die herrliche Landschaft Triers machen durften. Die kleineren Gänge in die Stadt endeten bereits um 4¹/₂Uhr. An sie schloß sich eine längere Spielpause, innerhalb deren auch das Nachmittagsbrot genommen wurde, und um 5 Uhr begann dann das »große Silentium«, das bis 7 Uhr dauerte. Nach den längeren Spaziergängen (am Mittwoch, Samstag und Sonntag) gab es gleich hinterher das Nachmittagsbrot, und um 5 Uhr saß dann alles

still bei der Arbeit. Mir waren am liebsten die Samstage und Sonntage, weil dann mehr Zeit als sonst für das Studium erübrigt werden konnte, namentlich auch für das Studium in solchen Gebieten, die man (wie ich zum Beispiel das Italienische) mehr aus Neigung als aus Pflicht betrieb.

Punkt 7 Uhr abends wurde das Abendessen eingenommen. Es war meistens etwas anlockender zubereitet als das Mittagessen. Nach dem Abendessen war freie Zeit bis 8 Uhr. Sie diente zunächst zur Reinigung der Schuhe für den folgenden Tag. Jeder Schüler mußte sich die Schuhe selbst putzen. Was dann an Freizeit noch übrigblieb, das wurde wieder dem Spiel (oder von den Primanern auch der Diskussion) gewidmet. Manche Schüler suchten auch die Hausbibliothek auf, um im Lesesaal die neuaufgelegten Zeitschriften zu lesen oder auch ein Buch, das sie für den Lesesaal ausgeliehen hatten.

Um 8 Uhr begann das Abendsilentium. Da es ausdrücklich auch zum Lesen der Schönen Literatur freigegeben war, war es so ein behagliches Abendstündchen, in dem man auch etwas seinen Neigungen nachgehen konnte, vorausgesetzt freilich, daß man mit seinen Schularbeiten für den anderen Tag fertig geworden war. Der Stoff der Privatlektüre war natürlich je nach Alter und Anlage verschieden. Es gab gelegentlich allerdings auch gewisse Buchepidemien: Irgendein Schüler hatte ein interessantes Buch entdeckt, und dieses Buch lief auf einmal durch

ganze Klassen hindurch, sei es leihweise, sei es, daß immer mehr Schüler es sich kauften. Zwei Bücher zum Beispiel gehörten zum beständigen geistigen Inventar der Konviktlektüre. Das eine war Friedrich Wilhelm Webers »Dreizehnlinden«, das andere Franz Werfer, »Gottes Herrlichkeit in seinen Werken«. Freilich wurde dann auch Stifters »Hochwald« viel gelesen. Aber die ganze große Bedeutung, die wir heute Stifter unmittelbar neben Goethe zuerkennen, besonders im Hinblick auf das ganz große Kunstwerk des Romans »Der Nachsommer«, war uns damals noch völlig unbekannt.

Leider dauerte das Abendsilentium nur drei Viertelstunden. Um 8³/₄ Uhr rief die Hausglocke in die Kapelle zum Abendgebet. Um 9 Uhr mußte sich alles in die Schlafsäle zur Ruhe begeben. Schon wenige Minuten nach 9 Uhr lag das ganze Haus dunkel und totenstill da. Nur der Direktor ging noch leise von Schlafsaal zu Schlafsaal, um seinen zur Ruhe gegangenen Kindern den Abendsegen zu erteilen.

So war die Ordnung dieses Hauses das ganze Jahr hindurch, von einem Tag zum anderen. Es lag in ihr ein ganz wundersamer, wohltuender Rhythmus, bei dem Arbeit, Spiel, Betrachtung, Gebet und so weiter in schönster Weise miteinander wechselten. Nur die Ferien unterbrachen für uns viermal im Jahre dieses rhythmisch abfließende Gemeinschaftsleben. Aber eben sie, diese Ferien, brachten dann noch eine neue

Artikulation in den Kreislauf des Jahres, einen wohl-
tuenden Wechsel zwischen dem streng nach der Uhr
geordneten Leben des Konvikts und dem immer
flüchtig vorübergehenden Leben im Elternhause in
der Heimat. Aus den Ferien brachte ja auch jeder
Schüler wieder einen neuen Weltgehalt mit in die
Stille des großen Hauses, frische Berg- und Waldluft
von den bewaldeten Höhen des Hunsrück und des
Hochwaldes, neue Lebensheiterkeit aus den Wein-
tälern der Mosel und der Saar.

Ein paar Ergänzungen sind nun noch nötig, um auf
besondere Erscheinungen hinzuweisen, die sich
in den Rahmen der bisherigen Darstellung nicht
zwanglos einfügen ließen. So gab es zum Beispiel
noch zwei besondere Erweiterungen des schon ge-
schilderten täglichen Partikularexamens, nämlich
die »*Recollectio menstrua*« (die monatliche Geistes-
sammlung) und die alljährlich einmal im Hause statt-
findenden Exerzitien.

Die »*Recollectio menstrua*« war, wie es schon der
Name andeutet, eine monatliche Selbstüberprüfung,
eine ernstliche Inneneinkehr des ganzen Menschen.
Sie fiel immer auf den letzten Sonntag des Monats.
An diesem Tage gab es überhaupt kein Colloquium
und kein Spiel. Es herrschte im ganzen Hause streng-
stes Stillschweigen vom Morgen bis zum Abend. In
den Freizeiten gingen alle Schüler, jeder für sich al-
lein, meditierend auf dem Hof auf und ab. Für die
jüngeren Schüler, von der Sexta bis zur Quarta etwa,

war das immer eine starke Nervenprobe. Denn zum »Meditieren« hatten sie selbstverständlich noch wenig Lust und Neigung. Bei den älteren Schülern aber sah man viele, die ihre Sache sehr ernst nahmen.

Für mich selbst, den schon fast Sechzehnjährigen, waren diese Sonntage absoluter Schweigsamkeit sehr bald eine willkommene Gelegenheit geworden, um meinen besonderen Grübeleien nachzuhängen. Auch sie dienten mir sehr bald dazu, eine gewisse Ordnung und Übersicht in mein Wissensfeld des Geistes zu bringen. Zuweilen reiften auch an solchen Tagen große Pläne für die Zukunft. Vielfach waren es dichterische Pläne, die später einmal Wirklichkeit werden sollten. Sehr bald nämlich hatte mich die Lektüre unserer klassischen Dichter mit dem Traum umzaubert, als wäre auch meinem Geiste die Gabe beschieden, einmal in ihren Fußstapfen zu wandeln. Namentlich Schillers feuersprühender Geist entflamte mich zu einem heroischen Leben für die höchsten Ideen und Ideale. Besonders gern las ich damals die Biographien großer Männer, um mich für das Erhabene und Heroische im Leben begeistern zu lassen. Manchmal wollte es mir damals sogar scheinen, als könnte der wesentliche Mensch ohne das Erhabene und Heroische überhaupt nicht leben. Damals war es, daß mir immer die waghalsige Maxime vor Augen stand: »Aut Caesar, aut nihil.« Etwas Mittleres wollte ich nicht gelten lassen. Das Leben

sollte entweder nur ein Wagnis sein auf das Große und Erhabene, oder aber, wenn dieses Wagnis scheitern sollte, restloser Untergang mit dem offenen und dem vollen Eingeständnis der erlittenen Katastrophe. Und nun wird man auch verstehen, weshalb mir gerade die Tage dieser »recollectio mentis« so viel zu bedeuten hatten. Zwar erfüllte ich, je mehr ich allmählich anfang, dem rein weltlichen Wissensdämon zu verfallen, mit jedem Monat weniger den eigentlich religiösen Sinn, den sie hatten. Aber indem ich sie als Tage der Überschau über das geistig bisher Gewonnene und als Tage der Ausschau auf noch zu erreichende geistige Ziele benutzte, wurden sie immer mehr mit ihrer übergroßen Stille und Gesammeltheit zu Tagen der Kraftgewinnung und des inneren seelischen Aufschwungs. Noch willkommener aber waren mir die alljährlichen »exercitia spiritualia«, die von einem Jesuitenpater Wittenbrink abgehalten wurden. Wir mußten dieser Exerzitien wegen einen Teil der Weihnachtsferien opfern, und zwar meistens die Tage gleich nach Neujahr bis zum 8. Januar. Sonntags begannen diese geistlichen Übungen, und samstags darauf gingen sie mit einem feierlichen »Tedeum« zu Ende. Daran schloß sich dann ein festliches Abendessen, an dem außer dem Direktor des Konvikts der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Felix Korum, der Regens des Priesterseminars und noch andere hohe geistliche Würdenträger teilnahmen.

Bei diesem Essen wurde, nachdem die Suppe eingenommen war, vom Bischof selbst nach dem strengen achttägigen Schweigen endlich mit lauter Stimme das »Colloquium« gegeben. Dieser Augenblick war der eigentliche Abschluß der stillen, einsamen, schweren, aber in ihrer Art auch beglückenden Tage.

In der Tagesordnung während der Exerzitien wechselten Vorträge religiöser Art, Gebetsübungen, fromme Betrachtungen und Mahlzeiten miteinander ab. Niemand durfte ein profanes Buch anrühren. Mich selbst interessierten am meisten die Vorträge des Jesuitenpaters Wittenbrink. Es war ein geistiger Genuß, von ihm stufenmäßig immer höher emporgeführt zu werden auf der Jakobsleiter der christlichen Geheimnisse. Der gesamte Aufbau seiner christlichen Gedankenwelt hatte etwas Verwandtes mit dem Stufengang der Visionen Dantes in seiner »Divina Commedia«. Von den Betrachtungen über den Sinn des Menschen, über Sünde, Tod, Gericht, Hölle wurde man allmählich hinaufgeführt zu der lichtvollen Klarheit der beseligenden Gottesschau. Solange ich noch dem Ideal des priesterlichen Berufes anhing und nachstrebte, folgte ich denn auch gern dem Redenden auf den Sprossen seiner mystischen Leiter aufwärts. Als jedoch, und zwar etwa schon nach zwei oder drei Klassen, also etwa von Untersekunda ab, mein Geist sich mehr und mehr den Lockungen des profanen Wissens hingab, da wurden

diese Vorträge mir mehr und mehr Anlaß zu philosophischen Grübeleien, obwohl ich selbstverständlich noch kaum eine klare Vorstellung davon hatte, was eigentlich Philosophie sei. Aber ich bekam doch einen Vorgeschmack davon, daß ein gewisser grüblerischer Einschlag in der Theologie etwas ganz Großes und Bestrickendes mit sich bringen könne. Aus diesem Grunde war mir auch die feierliche Schlußrede des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Felix Korum, die am letzten Morgen der Exerzitienwoche gehalten wurde, mit ihrer tiefen Gelehrsamkeit und mit dem feierlich schönen Schmuck ihrer Sprache ein Fest des Geistes, das noch monatelang in mir nachwirkte. Abgesehen aber von alledem war diese Woche schönster seelischer Einsamkeit auch eine besonders willkommene Gelegenheit für alles das, was an innerer Sammlung und Anspannung, an Aufspeicherung von geistigen Energien für die Pläne der Zukunft schon in kleinerem Format an den Tagen der »recollectio menstrua« zu leisten versucht wurde.

Nach allen bisherigen Schilderungen könnte es nun freilich den Anschein haben, unser Konvikt sei nur eine Stätte des unerbittlichsten Lebensernstes gewesen, ein puritanisches Haus, in das niemals ein frohes Lachen hereingekommen sei. Es ist jedoch ganz natürlich, daß gerade das Zusammenleben von etwa zweihundert jungen Menschen in den verschiedensten Anlage- und Altersstufungen zu einer

Quelle von unerschöpflicher Heiterkeit werden mußte. Freilich, an Reibereien und Keilereien fehlte es auch nicht. Und auch die Unterschiede der Herkunft wurden gelegentlich schon einmal von seiten der Mitschüler, die aus besseren Kreisen stammten, aber vielleicht nicht gerade eine innerlich vornehme Seele besaßen, zu einer Quelle von Mißbehagen. Nie werde ich die tiefe Niedergeschlagenheit vergessen, die eines Tages mich befiel, als ich im Spiel über einen vornehmen Mitschüler einen Sieg erfochten hatte und dieser Mitschüler mit zornigem Gesicht auf mich zulief und mir vor allen Anwesenden spöttisch zurief: »Ach, dein Vater ist ja doch nur ein bettelarmer Siebmacher!« Tagelang konnte ich über die innere Not nicht mehr Herr werden, die dieser Spott über meine gesellschaftliche Herkunft in mir hervorgerufen hatte.

Aber das alles waren nur kleine Menschlichkeiten, die immer beim Zusammenleben von mannigfaltig differenzierten menschlichen Naturanlagen in die Erscheinung treten werden. Im allgemeinen überwog jedoch die immer neu aufsprudelnde Heiterkeit dieser Jugend, die um so mehr von fröhlichem Leben vibrierte, je strenger die Zucht und Ordnung dieses Hauses gehandhabt wurde. Am meisten sprudelte das jugendliche Temperament in den drei Karnevalstagen. Obwohl gewiß alles auch dann noch in einem harmlosen Rahmen blieb, so schien doch, äußerlich wenigstens, in diesen Tagen das ganze

Haus auf den Kopf gestellt zu sein. Es gab kein Still-schweigen mehr, wie wir es sonst bei den Mahlzeiten gewohnt waren. Ein jeder erschien mit irgendeinem Abzeichen seines Narrentums bei Tisch, mit einem roten Hütchen etwa, auf dem eine lange Feder auf und ab wippte, mit einer besonders häßlichen Nase oder mit sonst einer kleinen Torheit. Ja sogar der Direktor trug dann einen roten Fez oder sonst eine bunte Albernheit, über die sich natürlich spontan eine orkanartig dahinbrausende Heiterkeit entlud. Abends gab es dann nach dem Essen humoristische Karnevals-vorträge auf der sonst von den Jüngeren immer so gefürchteten »Bütt«. Und einmal zog sogar eine kleine Schar von Primanern mit der roten Fahne des Aufruhrs in den Speisesaal ein. Allerdings schien damit dieses Mal auch die alleräußerste Grenze des Erlaubten erreicht zu sein. Denn es flog wirklich ein Schatten von Mißbehagen über das Gesicht des Direktors, und die aufrührerisch kleine Schar mußte eiligst den Speisesaal verlassen.

Eine spezielle Erwähnung verdienen nun aber die gemeinsamen größeren Ausflüge, die das ganze Konvikt von Zeit zu Zeit geschlossen nach einem dem Hause gehörenden, etwa eineinhalb Stunden nordwärts der Stadt im Ruwertal gelegenen Bauernhof unternahm. Er wurde mit den umherliegenden Feldern, Waldungen und Weinbergen von einem eignen Ökonomen des Konvikts verwaltet. Dieser

Gutshof hieß die »Duisburg«. Das Hauptgebäude hatte nach außen hin ganz die Gestalt einer mittelalterlichen Burg. Ein besonders schön ausgestatteter Speisesaal, dessen Fenster bunte Butzenscheiben zeigten, war eigens für unsere Ausflüge nach hier bereit gehalten. Wir wanderten den Weg von Trier nach Ruwer zu Fuß, und es mochte ein eigenartiger Anblick sein, wenn man den Strom dieser Jugend so endlos sich über die lange Straße dahinwinden sah. Wenn wir dann auf dem Hof ankamen, atmeten wir mit Behagen den ländlichen Duft ein, der uns hier von allen Seiten her entgegenströmte; und ein Gefühl des Heimwehs wollte einen sogar überfallen, wenn man hier plötzlich wieder an sein eigenes bäuerliches Heimatdorf erinnert wurde. Aber ein würzig duftender Kaffee mit Kuchen und sonstigen Leckereien sowie die sonnige Heiterkeit der Unterhaltung verscheuchten sehr schnell wieder jede Anwendung von Heimweh. Nach dem Kaffee konnte man den ganzen Hof nach allen Seiten hin durchstreifen. Um 7 Uhr fand das Abendessen statt, bei dem es sehr köstliche Dinge gab und sogar ein Glas Wein getrunken werden durfte. Nach dem Abendessen blieben wir meistens noch etwa eine gute Stunde sitzen. Zum Schluß hielt der Direktor noch eine sehr erheiternde Rede. Mit dem Absingen des Liedes »Salve, Regina, mater misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra, salve« war dann endlich das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Und nun wanderten

wir fröhlich heimwärts, ganz erfrischt und hell begeistert von all dem Schönen, was uns dieser Wandernachmittag gebracht hatte. Wie oft habe ich gerade bei diesen Wanderungen von der Duisburg im Ruwertal nach unserm Konvikt in Trier, wenn schon die Sterne über uns aufzublitzeln begannen, mit meinen beiden Jugendfreunden Theodor Brück (er ist 1918 gefallen) und Matthias Willwersch aus Ruwer (jetzt Studienrat in Jauer in Schlesien) von der erhabenen Feier des Daseins gesprochen oder von der wunderbar in sich geschlossenen Welt Dantes und Manzonis, auf die uns schon früh unser gemeinsamer älterer Freund Franz Meyer aus Saarburg aufmerksam gemacht hatte!

Die Krönung aber erhielten diese etwa alle acht Wochen stattfindenden Nachmittagsausflüge nach der Duisburg in dem alljährlich einmal unternommenen Tagesausflug nach der Duisburg, der kurz vor dem Beginn der großen Sommerferien stattfand. Zu diesem Tag waren auch hohe Gäste eingeladen, so in erster Linie der Schirmherr des Konvikts, der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Felix Korum, dann auch der Direktor unseres Gymnasiums, Herr Dr. Iltgen, der Herr Oberbürgermeister der Stadt und andere dem Konvikt nahestehende Persönlichkeiten. Auch unser guter Herr Pater Wittenbrink S. J., den wir bereits von den Exerzitien her kennen, war fast immer dabei. Zur Feier dieses außergewöhnlichen Tages wurde eine Art »certamen spirituale« (ein »gei-

stiger Wettstreit« oder »Agon« im Sinne der Griechen) von den Schülern monatelang vorbereitet. Es wurden nämlich Reden in allen möglichen Sprachen gehalten, in Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch und schließlich sogar in »Trierisch«, um auf diese vornehme Weise die hohen Gäste zu ehren. Der mitverfolgte Zweck dieser Reden war natürlich auch der einer begeisternden Anspornung bei der Arbeit des ganzen Jahres. Denn wenn man auch, vor allem als jüngerer Schüler, von all diesen Reden sozusagen nichts verstand, so schaute man doch mit größter Ehrfurcht zu jenen Primanern auf, die, ein jeder nach seiner Art und seinem Können, an diesem Tage vor allen Mitschülern und vor den Ehrengästen ihr Bestes geben und darstellen durften. Kein Wunder, daß viele Schüler von diesem Wettkampf des Geistes her wieder für Monate mit großem Lerneifer erfüllt waren, weil ein jeder gern einmal bei einem solchen Wettstreit des Geistes hätte erfolgreich mitwirken dürfen. Bischof Dr. Korum unterstrich dann noch bei seiner Schlußansprache gerade diese Seite des »certamen spirituale«, und zwar mit so tiefen Gedanken, daß mir seine Worte noch wochenlang im »inneren Ohr« nachklangen.

Ob es nun mit der bisherigen Darstellung unseres Gemeinschaftslebens im Bischöflichen Konvikt gelungen ist, auch die Gestalt des damaligen Leiters dieser Anstalt, des Direktors und späteren Prälaten Peter

Anheier, genügend scharf hervortreten zu lassen, das möchte mir doch wohl zweifelhaft erscheinen. Und deshalb dürfte es doch wohl nicht unwillkommen sein, wenn ich nunmehr das Bild Peter Anheiers mit ein paar ihm eigens gewidmeten Strichen noch etwas schärfer herauszuarbeiten versuche.

Peter Anheier war zu Ostern 1897 von einer kleinen Pfarrstelle an der Saar durch Bischof Dr. Felix Korum zur Leitung des Trierer Konviktes berufen worden. Ich weiß nicht, was damals die Aufmerksamkeit der Kirchenbehörde gerade auf ihn hingelenkt hatte, um ihm ein so verantwortungsvolles Amt anzuvertrauen, da ja doch ungefähr der gesamte Trierer Klerus durch seine Hände gehen mußte.

Aus der Schilderung der peinlich strengen Ordnung, die unter seiner Leitung im Konvikt herrschte, wird man aber schon so viel ersehen haben, daß er ein Mann von ungewöhnlichem Verantwortungsbeußtsein und ein Charakter von stahlharter Zucht gewesen ist. Man kann ohne Bedenken sagen, daß er sein Amt mit äußerster Gewissenhaftigkeit zu verwalten suchte.

Als ich ihn zum ersten Male sah – es war an jenem Morgen, als der Vater mich bei der offiziellen Aufnahme ins Konvikt auf sein Zimmer führte –, war ich von seiner Güte und immer lächelnden Liebenswürdigkeit ganz hingerissen. Schon die Art, wie er meinen Vater wegen der Sorge um die Aufbringung der für mein Studium nötigen Gelder zu beruhigen

versuchte, war so gefällig, daß ich mich von der ersten Stunde an in seiner Nähe ganz geborgen fühlte. Er sorgte sofort dafür, daß der übliche Jahresbeitrag von sechshundert Mark für mich auf zweihundert Mark herabgesetzt wurde, wobei natürlich der gute Pfarrer Braun schon längst vorher alles vorbereitet hatte. Das erleichterte selbstverständlich schon gleich beim Beginn meiner Studien den armen Eltern den Druck der Sorge um ein Wesentliches, wenn freilich auch jetzt der Druck des alljährlich zu Leistenden beträchtlich genug war.

Ich muß hier sofort nur noch einen besonderen Fall erzählen, der zu zeigen vermag, wieviel Gutes dieser Mann oft wohl im stillen an armen Landkindern gewirkt haben mag. Dieser Fall ereignete sich im ersten Jahre meines Konviktsaufenthaltes, und zwar im Spätherbst 1900. Wir standen des Morgens marschbereit auf dem Hof, um beim zweiten Schellen den Gang zur Schule anzutreten. Es war kalt an jenem Morgen. Alles hatte schon den Mantel an. Meine Eltern hatten leider noch nicht das Geld für einen Mantel aufbringen können. Sie hatten mich gebeten, noch etwas Geduld zu haben, bis der Vater es machen könne. Plötzlich ging jetzt, wie wir so dastanden, oben im Zimmer des Direktors ein Fenster auf, und alles machte mich darauf aufmerksam, daß der Direktor mich bitten lasse, sofort noch nach oben zu kommen. Ich erschrak, da ich glaubte, mir irgendeinen Tadel verdient zu haben. Aber der Direktor

empfang mich mit besorgter, väterlich liebevoller Miene schon gleich an der geöffneten Tür und sagte: »Lieber Junge, warum hast deinen Mantel nicht angezogen?« Und als ich dann beschämt sagte, daß meine Eltern mir im Augenblick noch keinen Mantel kaufen könnten, da bat er mich, sofort nach dem Mittagessen wieder auf sein Zimmer zu kommen. Ich tat das denn auch, und als ich nach dem Mittagessen das Zimmer des Direktors wieder betrat, da stand dort schon ein Schüler der Oberklasse bereit, der beauftragt war, mit mir in ein Geschäft zu gehen und mir einen recht warmen Mantel auszusuchen. Das Geld dafür hatte der Schüler schon vorher vom Direktor bekommen. Nach dem Spaziergang sollte ich mich dem Direktor in dem neuen Mantel vorstellen. Natürlich war ich so ergriffen von dem ganzen Vorfall, daß ich nur sehr unbeholfen Worte fand, um für diese Wohltat gebührend zu danken. Was ich in diesem Augenblick wirklich empfand, das mochten ihm mehr meine Augen andeuten, als meine hingestammelten Sätze es zum Ausdruck bringen konnten. Und noch bis heute habe ich den Mantel des Herrn Prälaten Peter Anheier nicht vergessen.

Wenn ich nun aber auch durch eine ganz besondere Pflicht der Dankbarkeit diesem edlen Erzieher aufs engste verbunden bin, so verlangt es doch auch wieder die unvoreingenommene Objektivität, daß ich die natürlichen Anlagegrenzen dieses Erziehers nicht

schönfärberisch verhülle. Und da ist denn vor allem mit einem Wort zu sagen, daß er sein erzieherisches Ideal vielleicht allzusehr in der strengen Disziplinierung des Willens sah und allzu wenig die tiefe Bedeutung des Pauluswortes zur Geltung kommen ließ: »Aber den Geist dämpft nicht!« Gerade dasjenige Moment, das mir immer bei aller Ausbildung geistiger Kräfte als so außerordentlich bedeutsam vorkommen wollte, nämlich das Staunen der jungen Seele über das bloße Sosein so vieler Wunder des Daseins und nicht weniger das geradezu atembeklemmende Staunen über das Dasein irgendeines Etwas (wie unbegreiflich, daß überhaupt etwas »ist«, wirklich da ist und nicht etwa nicht da ist!) schon früh zu wecken und diese unerschöpfliche Quelle aller Ehrfurcht immer wieder zu schützen, gerade dieses Moment schien der Pädagoge Peter Anheier zu wenig in Rechnung zu stellen. Und wie seinsfromm macht doch gerade alles wahrhaft Objektive, an dem die »Windbeutelei des Subjekts« (Franz von Baader) sich so leicht beschämt findet! Welche Seinsfrömmigkeit tritt uns zum Beispiel aus Pestalozzis »Abendstunde eines Einsiedlers« entgegen, wo der Wille erst auf dem Umwege über die stille Betrachtung der großen Weltordnung seine Disziplinierung und Einordnung erfährt! Peter Anheier schien zu wenig zu beachten, daß auf diese Weise der Wille eine viel intensivere Formung erfährt, als wenn man ihn dauernd auf dem Amboß der Askese zu behämmern versucht.

Gewiß, kein Erzieher wird ohne straffe Zucht auskommen können. »Auch beim Erkennen«, so sagt Hegel einmal sehr schön, »hat der jugendliche Geist mit dem Gehorchen anzufangen.« Aber Peter Anheier übertrieb dieses Erziehungsprinzip der Willenstraining. Er schien prinzipiell dem Geist zu mißtrauen, weil er nun einmal das Medium ist, in dem die verhängnisvolle Hybris des Menschen erwachen kann und sehr oft auch tatsächlich erwacht. Mir aber wollte immer scheinen, als sei gerade der Charakter der Notdurft und des harten Zwanges, unter dem natürlich auch der Mensch dahingeht, wie das Zugtier unter ein hartes Joch gebeugt, nur der vorläufige Aspekt des Daseins. Eben in diesem Punkt gleicht ja doch der Mensch noch am meisten der »stummen« Kreatur, der an die Erde gefesselten tierischen Natur, von der Sallust einmal so tief gesagt hat: »Pecora natura prona atque ventri oboedientia finxit.« Der Mensch aber unterscheidet sich eben dadurch vom Tier, daß er sich durch seinen Geist, wofern er ihn nur im rechten Sinne gebraucht, gerade zu jener weltüberlegenen Befreiheit, Feierlichkeit und Verklärtheit des Daseins erheben kann, von der wir in den Erscheinungen der hohen Kunst wie besonders der Religion eine leise Ahnung verspüren, die unsere ganze Existenz in das Beben allerletzter metaphysischer Beglückung versetzen kann. Dieses Letzte und Höchste war es denn auch, was ich nicht bloß bei Dante und Manzoni, meinen

besonderen Lieblingen seit den Konviktsjahren, sondern sehr bald auch bei Goethe, bei Augustin, bei Platon, kurz und gut: bei allen Großen im Reiche des Geistes herausspürte. Für meinen Erzieher Peter Anheier, der mir gewiß die Freude an Dante und Manzoni noch gern gönnen mochte, war Goethe nichts weiter als der große moderne Heide und Immoralist. Im Grunde war für Peter Anheier der Geist überhaupt nur so etwas wie ein notwendiges Übel, auf das er gern gänzlich verzichtet hätte, wenn die Vorbereitung seiner Schüler auf den Priesterstand mit diesem »Übel« nicht so eng verknüpft gewesen wäre. Und so bewegte sich dieser Erzieher hart in der Nähe eines Mißtrauens gegen den Geist, das zu einer Art Engherzigkeit führen konnte oder gar schon geführt hatte. Daß diese Geisteshaltung Peter Anheiers für viele seiner »Zöglinge«, wie er seine Kinder gern nannte, etwas Befremdendes an sich hatte, das viele dieser jungen Menschen geradezu in das andere Extrem einer modernen Wissens- und Kulturvergötzung trieb, das kann man sich leicht vorstellen. Daß sich auch mein eigener Lebenskampf zwischen den beiden Fronten von Glauben und Wissen gerade von dieser Einstellung Peter Anheiers her sehr erschwerte, kann ich leider nicht in Abrede stellen.

Trotzdem, darüber besteht auch nicht der geringste Zweifel, muß man sagen, daß Peter Anheier mit allen seinen pädagogischen Ideen und Idealen

immer das Beste und Edelste gewollt hat. Das Bild, das wir vom Leben im Konvikt zu Trier entworfen haben, braucht also durch diese nachträglichen kritischen Bemerkungen über die Grenzen in der Naturanlage des damaligen Direktors der Anstalt keineswegs getrübt zu werden. Vor allem werde ich persönlich mich diesem Manne, auch wenn er mich in meinen Jugendjahren überhaupt nicht verstanden hat, für alle Zeiten meines Lebens zu jenem tiefsten Dank verpflichtet wissen, den ein immer noch auf der Wanderschaft begriffener Jünger dem Meister niemals ganz abzutragen imstande ist.